

„BERGGGEIST“

Gratis-Beilage zur „Oraviczjaer Zeitung.“

Verlag der C. Kehrerschen Buchhandlung.

Der Theater-Teufel.

Original-Roman aus dem Komödiantenleben von G. Schäfer-Perastui. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck verboten. (Fortsetzung).

Die Person mußte auch bereits auf der anderen Seite erschienen sein. Ein Arbeiter vielleicht.

Kurt ritt weiter. Das Pferd ward noch unruhiger, so daß der Reiter einmal ärgerlich die Zügel anzog.

Ningsum war es ruhig, kein Lärm zu hören.

Im Dorfe läuteten sie das Abendgebet; das klang nur leise, halbverschommen herüber.

Da fuhr mit einem scharfen Ruck das Thier in die Höhe, so daß Kurt um ein Haar gestürzt wäre.

Da er sich jedoch in diesem Augenblick fest an den Zügel angehalten hatte, so behauptete er den Sitz.

Mit zitternden Knien stand jetzt das Thier still.

Dicht vor dem Pferde aber stand ein Mann mit einem Stock in der Hand.

Er war rasch hinter dem Büsche hervorgetreten, als Kurt sich der Stelle näherte.

Nun erhob er das Auge zu dem Baron; es funkelte darin bößartig.

„Was wollen Sie denn?“ herrschte ihn der Baron an. „Machen Sie Platz!“

Der Andere rührte sich nicht von der Stelle; er stützte sich trotzig auf seinen dicken Stock.

Laut und unruhig wieherte das Pferd. „Ich möchte erst eine Frage von Ihnen beantwortet haben, Herr Baron!“ sagte

sollten. Um es kurz zu machen. Ich heiße Hans Andorf, Herr Baron, und bin Schauspieler. Erinnern Sie sich nur gefälligst an die Abendunterhaltung im Reichswappen.

Ein Schatten streifte über Kurt's Antlitz; er erinnerte sich des rabiaten Burschen, der sein Auge auf Julianne geworfen hatte.

„Ich erkenne Sie jetzt,“ erwiderte er mit vornehmer Zurückhaltung, „weiß aber noch immer nicht, was Sie veranlaßt, sich mir hier in den Weg zu stellen?“

„Ich sagte Ihnen schon, daß ich eine Frage an Sie habe.“

„Kommen Sie in's Schloß. Jetzt machen Sie mir Platz da!“

Aber Andorf wich nicht und das Pferd stampfte nur mit den Eisenhufen die Erde, ohne vorzugehen.

„Ich spreche hier leichter mit Ihnen!“ rief Andorf, der langsam blässer geworden war. „Wo ist Julianne, Herr Baron?“

Dem Reiter stieg das Blut zu Kopf.

„Was kümmern es Sie? Wenn Sie unverschämt

werden —! Was wollen Sie denn von der Dame, Mensch?“

„Dame? Meinemwegen! Ich muß es Ihnen schon kurz erklären! Es klang sehr erregt und mehrmals stieg ein flammender Blick zu dem jungen Baron auf.



Der Theater-Teufel. Der bleiche Komödiant zerrte an den Zügeln.

der Stöber. „Woher kennen Sie mich?“

Der Mann lachte. „Ich habe Ihr Gesicht nie vergessen.“

sagte er mit bestimmter Betonung, „wenn Sie selbst mich auch nicht mehr erkennen

„Ich habe eine kleine Erbschaft gemacht und will selbstständig die Direction führen. Dazu brauche ich Julianne; sie wird mein Weib, wie ich es mir geschworen habe. Deshalb stehe ich hier! Wo ist Julianne? Ich muß sie haben, ich weiß, daß Sie sie nur unglücklich machen. Deshalb thäten Sie besser, sie mir zurückzugeben.“

„Unverschämter Patron!“

Kurt hob die Gerte.

„Halt!“ rief Andorf dem Baron zu. „Wissen Sie auch, daß der alte Mann, Juliannens Vater, gestorben ist, gestorben buchstäblich in Verzweiflung, weil Sie ihm sein Kind entführten. Ihnen hat er geflucht und ich leistete ihm treulich Hilfe bei diesem letzten Werk. Ich verfluchte einst auch Julianne, aber ich kann nicht ohne sie leben. Es regt sich etwas in mir von der Bestie, die ja in einem jeden Menschen wohnen soll. Wenn mir Julianne verloren gehen soll, ist auch Alles einerlei. Aber es soll nicht so weit kommen. Wo ist Julianne, Herr Baron?“ Er trat einen halben Schritt näher. „Ich muß mit ihr sprechen, sie mit mir nehmen. Sie müssen während dieser Zeit doch eingesehen haben, daß sie nicht zu Ihnen paßt. Und die erste Leidenschaft wird auch verflogen sein, wie alle Marotten der feinen Welt. Noch einmal, wo ist Julianne?“

Seine Augen schossen unheilvolle Blicke, er richtete sich auf und faßte nach den Bügeln des Pferdes.

„Blas da, Bandstreicher — ober —!“

„Wo ist Julianne?“

Der bleiche Komödiant zerrte an den Bügeln; drohend hob er die Hand mit dem starken Stock.

Dies war für Kurt zu viel. Dem Pferde die Sporen gebend, schlug er dem Schauspieler mit voller Wucht in das Gesicht.

Hans Andorf schrie auf, das Pferd riß ihn zur Seite, aber die Bügel ließ er nicht los.

Seiner selbst kaum mehr mächtig, schwang er seinen starken Stock und da das Pferd in die Höhe fuhr, traf er dieses mit Macht auf das eine Auge.

Halb wüthend und toll vor Schmerz, rastete das Thier davon, Hans Andorf gegen den Busch werfend.

Abdolar rannte über den Graben und brach dort, da er zu kurz sprang, in die Kniee.

Vergebens, daß Kurt Bügel und Sporen gebrauchte, er hatte die Herrschaft über das Thier verloren.

Mit einem jähen Ruck sprang es auf und da diese Bewegung dem Reiter zu unerwartet kam, stürzte er nach hinten über.

Hans Andorf sah es und lachte laut auf.

Wie Feuer brannte ihm der Streich in dem Gesicht. Durch dieses gelbe Lachen abermals erschreckt, rastete das Pferd toll davon.

Der junge Baron aber war gestürzt und hing mit dem einen Fuß im Bügel.

Er vermochte kaum einen einzigen, kurzen Schrei zu thun. Das wiehernde

Pferd schleppte ihn quer über die Felber.

Noch war der Baron bei voller Besinnung, obwohl er ein Gefühl hatte, als wäre ihm der Fuß bereits gebrochen.

Eine letzte, übermenschliche Anstrengung machte er, sich von dem Bügel zu befreien, da traf ihn der Eisenfuß des Pferdes gegen den Kopf; ohnmächtig sank er zurück. Zu diesem Augenblick löste sich auch der Bügel.

Der Reiter blieb auf freiem Felde liegen, während das Pferd dem Schloß zurannte, welches es auch in kurzer Zeit erreichte.

Eine furchtbare Aufregung entstand dort. Daß den jungen Baron ein Unglück traf, war Allen gewiß.

Kaum vermochten die Stallknechte das schäumende Thier zu bändigen.

Ueber dem einen rothglühenden Auge Abdolar's stand Blut; der eine Bügel war abgerissen.

Man meldete den Vorfall sofort dem Baron, der bleich wie eine Leiche im Schloßhofe erschien.

Er ordnete an, daß die ganze Dienerschaft sich sogleich aufmache und Kurt suche.

Er selbst war viel zu angegriffen, um mit hinauszuweichen zu können.

„Soll ich ihn so verlieren?“ jammerte er. „Unglück über Unglück! Ist dies das Ende?“

Und in diesem entsetzlichen Augenblick dachte der zitternde, alte Herr daran, daß er doch noch lieber seinen einzigen Sohn am Leben wissen möchte, selbst mit diesem verhassten Weibe an seiner Seite.

Hatte ihn nicht dieses unselige Verhältniß zwischen Vater und Sohn hinausgetrieben, daß er oft rastlos mit seinen stürmischen Gedanken dahinjagte?

XX.

Regungslos lag Kurt von Trautenau auf dem Felde. In der einen Hand hielt er noch krampfhaft die Reitgerte, die andere war zur Faust geballt.

Der Kopf neigte sich zur Seite und über die Stirne floß Blut.

Der Abend sank mit seinen Schatten herunter; in der Ferne verschwand das wild um sich schlagende Roß.

Die Röthe des Himmels war dunkler geworden. Der letzte Schein fiel auf Kurt und färbte Alles blutig.

Hans Andorf näherte sich.

Er hatte den Baron stürzen sehen und auch bemerkt, daß dieser sich nicht mehr regte.

Scheu um sich blickend, schritt er nun auf die Stelle zu. Keine Neue erwachte in ihm.

Ueber jedem Gefühl stand der unauslöschliche Haß, das Gefühl der Rache diesem Manne gegenüber, der ihm das Mädchen nahm, das allein im Stande war — nach seiner Meinung — ihn entweder zu einem rechtschaffenen Menschen oder zum Verbrecher zu machen.

Zu letzterem war nun der erste Schritt bereits gethan. Er stand vor Kurt, der, ohne jedes Lebenszeichen, vor

ihm lag; das Blut der Wunde hatte aufgehört zu fließen, wirr hingen die Haare über den Schläfen.

Der Komödiant kniete vor dem Regungslosen nieder und schaute ihn lange und starr an.

Diese Blicke, von der letzten Abendgluth geröthet — Julianne küßte sie!

Die bleichen Lippen bekehrten die Geliebte!

Mit einem Fluch wollte er sich wieder erheben, als sein Blick auf ein kleines Medaillon fiel, das Kurt an der Kette trug.

Die Vorderfläche deckte eine kleine, geschliffene Glasplatte. Darunter schimmerte etwas hervor — Juliannens Haar.

Hans Andorf faßte nach dem Medaillon und riß es ab. Wieder stieg die rasende Eiferjucht in ihm auf, die ihn zu allem trieb.

Er steckte das kleine Ding in seine Tasche.

„Ich zeige ihr's noch einmal, denn sie wird mein Weib, ich weiß es. Dann kann ich sagen: an dem Tage, wo ich dieses Ding abnahm, befreite ich Dich auch von ihm.“

Er stand auf.

Die Abendröthe war verblaßt.

Der Mond war hervorgetaucht und Tausende von Sternen blinkten hernieder.

Ueber dem regungslosen Baron lag ein grünes, fahles Licht. In die Farbe des Todes getaucht blickten den Schauspieler die Blicke an.

Er schüttelte sich leicht.

„Er ist todt! Das Pferd hat ihm mit den Hufen den Kopf eingeschlagen. Keine Muskel regte sich mehr. Julianne war nun doch Ihr Verhängniß, Herr Baron. — Soll ich in das Dorf hinein und Leute herausschicken? Man würde auf mich vielleicht Verdacht haben. Das Pferd wird ja bald genug das Schloß alarmieren.“

Gestalten näherten sich.

Sie hatten sich weit über die Felber ausgebreitet und nun vernahm man auch ihre erregten Stimmen.

Man rief nach dem jungen Baron. Keine Antwort kam zurück.

„Da sind sie schon!“ sagte Hans Andorf und schlich sich gebückt nach dem Graben zurück, wo er sich verbarg, indeß die Suchenden immer mehr sich der Stelle näherten, auf welcher Kurt lag.

Der Komödiant lag horchend am Rain.

Einer der Männer that einen lauten Ruf, in dem das Entsetzen zu hören war.

Die Anderen antworteten zurück. Dann verstummten die Stimmen eine Weile.

Ueber die Felber kamen jetzt eilige Schritte näher. Ein aufgeschreckter Hase rannte mit großen Sätzen durch den Graben.

Nun mußten sie Alle an der Stelle versammelt sein. Ein dumpfes Murmeln wurde vernommen, darauf vertheilten sich die Leute, um Zweige und stärkere Aeste von den Büschen im Graben zu holen.

Es war ein Glück für Andorf, daß er dabei nicht entbeckt ward; er hätte unliebame Fragen beantworten müssen.

„Er ist todt!“ sagten auch die Leute vom Schloß und betteten ihren jungen Herrn auf ein Lager von Aesten und Zweigen.

Der abgerissene Bügel lag neben dem regungslosen Körper auf dem Felde.

Nun mußte man genau, daß den Reiter ein Unfall traf. So sonderbar die auch Einzelne fanden, er war vom Pferde gestürzt.

Schweigend ging der Zug mit dem gestürzten nach dem Schloß durch die Thore.

Wie ein Alp lag es über Allen. Der alte Herr war todt! Was würde der Baron dazu sagen?

Wird er diesen Schlag überwinden? Wird Trautenau aussterben mit diesem alten hier?

In diesem Schweigen lag der Park, hindurch schritt.

Die Terrasse war erleuchtet; dort saß der alte Baron mit den wenigen Leuten. In qualvollster Ruhe lag er auf und ab.

Er wollte stehen bleiben und sich Ruhe stützen; die Schwäche

des alten Arztes war bereits einer der Leuten. Jetzt knirschte im Park

die Schritte näherten sich, langsam, leiser und kein Laut fiel dazwischen von den Lippen eines Menschen. Todtenruhe!

Der alte Baron stieß einen kurzen Schrei aus und fühlte, wie der Herzschlag ausbleiben wollte.

Das Geräusch der Schritte näherte sich, noch immer kein Ruf, kein Menschenlaut.

Nun kamen sie die wenigen Stufen zur Terrasse hinauf. Baron Agel wollte näher.

Mit der einen Hand hielt er sich die Stirn, mit der anderen tastete er, wie suchend, in der Luft.

Eine Tragbahre aus Laub und Zweigen — ein dunkler Mantel darüber.

Die Leute wichen schen auseinander, als der alte Baron mit einem Röcheln vor seinem Sohn niedersank. Er zog das Tuch fort und legte die Hand auf das Haupt Kurt's.

Noch kam kein Wort über seine Lippen; die Kehle war ihm wie zugeschnürt.

Dann hob er mit einer hastigen Bewegung den Kopf. Durch den Park schallten eilige Schritte, die sich näherten.

Ein Windstoß fuhr in die Lichter und verbläute sie theilweise.

Doktor Braun erschien athemlos auf der Terrasse.

„Was ist geschehen, Herr Baron?“ rief er.

Er sah die Gestalt auf dem grünen Lager, den entsetzten Blick des alten Barons und beugte sich sogleich zu Kurt nieder,

einem Diener zurend, des jungen Mannes Zimmer zu öffnen.

Nur undeutlich kamen aus der Kehle des Barons die Worte:

„Todt — todt — mein Kurt, mein Einziger! Sehen Sie die Wunde, Doktor? Er öffnet nie mehr die Augen.“

„Todt?“ fragte der Arzt betroffen, machte aber doch sogleich Anstalten zu einer Untersuchung. „Herr Baron, man sollte nicht stets an das Schlimmste glauben. Weßhalb gleich jede Hoffnung aufgeben?“

Es dauerte eine kurze Zeit, dann winkte der Arzt dem gebrochen dastehenden Vater vorsichtig und flüsterte ihm zu:

„Noch ist Leben in dem Körper! Muth, Muth! Ich bitte Sie darum. Vor allen Dingen muß der Herr Baron, so vorsichtig wie möglich, nach seinen Zimmern geschafft werden.“

Baron Agel schaute erst zweifelnd den Arzt an; er sagte nach seinem Arm.

„Er lebt, sagen Sie?“ stammelte er. „Ja, doch sein Zustand erheischt die äußerste Schonung. Still —!“

Ein leiser, klagender Ton kam von den Lippen Kurt's, dann ward er wieder ruhig.

Der Baron Agel war freudig zusammengesetzt.

„Er lebt! O mein Gott, laß' mir den Ginen, den Letzten.“

Die Diener öffneten die Thüren. Auf Anordnung des Arztes und mit Beobachtung der größten Schonung, wurde Kurt nach seinen Zimmern geschafft, worauf Doktor Braun die weitere, nächste Behandlung vornahm.

Kurt lebte, lag jedoch in tiefer Ohnmacht und war auch noch nicht zu sich gekommen, als der Doktor am anderen Morgen dem hart betroffenen Vater die Mittheilung machte, daß er noch einen weiteren Arzt hinzugezogen wissen möchte, welchem Verlangen auch sofort nachgegeben wurde.

Die Depesche flog nach der Residenz. Noch an demselben Abend traf der Sanitätsrath Doktor von Heiden auf Trautenau ein und die beiden Aerzte überboten sich in aufmerksamster Behandlung des Kranken.

Die Wunde, welche der Eisenhuf Abdol's geschlagen hatte, war sehr gefährlich; dennoch hofften die erfahrenen Mediziner, den jungen Baron am Leben erhalten zu können.

Die größte Ruhe und Vermeidung jedweder Aufregung waren allerdings Hauptbedingungen.

Lange hatte Kurt bewußtlos dagelegen und auch noch, nachdem er zu sich gekommen, blieb er schwach und hilflos wie ein Kind.

Zu Allem hatte er die näheren Umstände der verhängnißvollen Katastrophe vollkommen vergessen.

Von Julianne kamen mehrere Briefe an. Der alte Herr ließ sie uneröffnet liegen, antwortete auch nicht.

Schließlich blieben auch die Briefe aus der Residenz aus. Wochen waren in's Land gezogen, der Frühling war vorüber-

gepflückt mit seinen Blüten, mit Duft und Menschenlust.

Und eines Morgens, da Kurt in dem hellen Zimmer lag und sein Blick die prangende Natur draußen traf, wie der Geruch der Rosen durch das offene Fenster drang — kam ihm wieder die Erinnerung.

Vergebens, daß er sich der Weisung seiner Aerzte bewußt war, sich niemals zu erregen.

Momentan stürzte Alles, was die letzten Wochen hindurch, ihm selbst unbewußt, in ihm geschlummert, auf ihn ein. Er schlug die schwachen, zuckenden Hände zusammen und alles Empfinden, das ihm die zurückgekehrte Erinnerung brachte, lag in dem einen Ruf:

„Julianne —!“

Wie ein Sturm drang es über ihn. In seinen Ohren klang und schallte es und ein fürchterlicher Druck lastete auf der Wunde.

Das Blut war ihm in die Schläfen gestiegen und es brannte plötzlich wie von tausend Feuern.

Matt sank er zusammen. Der kurz nachher in das Krankenzimmer eintretende Arzt fand seinen Patienten schlimmer als je.

Kurt war abermals in Ohnmacht gefallen. Kopfschüttelnd betrachtete der Rath die regungslose Gestalt. Was war nun vorgefallen? Nun, da die Besserung, zwar sehr langsam, aber doch vorgeschritten war, mußte sich dieser bedauerliche Rückfall ereignen.

Hatte dem Kranken Jemand eine Mittheilung gemacht, die ihn derart erregte? Aber nichts fand sich vor, kein Blättchen Papier.

Rathlos stand der alte Arzt für den Augenblick da. Es dämmerte eine Ahnung in ihm auf, daß hier nicht nur der Leib, daß auch die Seele, das Herz krankte und daß es gut sei, wenn erst dieses Leiden gehoben wurde.

Dieses geistige Erkranken war in gegenwärtiger Lage nicht zu übersehen.

Erst nach längerer Zeit erholte sich Kurt von diesem Rückfall.

Seine kräftige Natur hatte auch hier wiederum die Oberhand behalten.

Zwischen Vater und Sohn bestand keine Spannung mehr. Täglich verbrachte der alte Baron einige Stunden an dem Bette Kurt's, wachte über jeden Athemzug und sorgte sich um die langsame vorschreitende Besserung.

Niemals war der Name Julianne zwischen den Beiden gefallen; es war wie ein stilles, gegenseitiges Uebereinkommen.

Kurt's Gedanken beschäftigten sich jetzt aber fast ausschließlich mit der Geliebten.

Er hatte seinen Diener veranlaßt, ihm die frei zur Hand liegenden Briefe aus der Residenz an das Lager zu bringen, und mit stillem Entzücken las Kurt diese hübsch gefalteten, ängstlich lautenden Briefe.

Er ließ sich Schreib-Utensilien reichen und beruhigte Julianne über sein längeres Schweigen.

Er sah die Gestalt auf dem grünen Lager, den entsetzten Blick des alten Barons und beugte sich sogleich zu Kurt nieder,

einem Diener zurend, des jungen Mannes Zimmer zu öffnen.

Nur undeutlich kamen aus der Kehle des Barons die Worte:

„Todt — todt — mein Kurt, mein Einziger! Sehen Sie die Wunde, Doktor? Er öffnet nie mehr die Augen.“

„Todt?“ fragte der Arzt betroffen, machte aber doch sogleich Anstalten zu einer Untersuchung. „Herr Baron, man sollte nicht stets an das Schlimmste glauben. Weßhalb gleich jede Hoffnung aufgeben?“

Es dauerte eine kurze Zeit, dann winkte der Arzt dem gebrochen dastehenden Vater vorsichtig und flüsterte ihm zu:

„Noch ist Leben in dem Körper! Muth, Muth! Ich bitte Sie darum. Vor allen Dingen muß der Herr Baron, so vorsichtig wie möglich, nach seinen Zimmern geschafft werden.“

Baron Agel schaute erst zweifelnd den Arzt an; er sagte nach seinem Arm.

„Er lebt, sagen Sie?“ stammelte er. „Ja, doch sein Zustand erheischt die äußerste Schonung. Still —!“

Ihr nun ankommender Brief sprach abermals den Wunsch aus, in eine neue Umgebung zu kommen; die Langeweile verzehre sie. Aber noch immer sah der Baron keinen Ausweg.

Eines Abends kehrte der alte Herr wieder aus dem Krankenzimmer seines Sohnes zurück.

Auf seiner hohen Stirn lagen tiefe Falten, er schaute sehr bekümmert d'rein.

Kurt selbst war müde zurückgesunken, und schloß die Augen.

Baron Nzel blieb im Vorzimmer stehen, stützte sich auf eine Stuhllehne und erwartete den nachkommenden Sanitätsrath.

Es dauerte nicht lange, so stand dieser vor dem Baron.

„Wie finden Sie den neuerlichen Zustand meines Sohnes?“ fragte Baron Nzel.

Der Rath machte ein etwas zweifelhaftes Gesicht.

„Ich weiß wirklich nicht recht, was ich dazu sagen soll. Nach menschlicher Voraussetzung müßte die Heilung viel rascher vorwärtsschreiten. Aber ein Hemmnis liegt dazwischen, etwas, das die Seele gefaßt hält. Es ist mir jedoch unmöglich, dies genau zu erkennen.“

(Fortsetzung folgt.)

„Nr. 14.“

Humoreske von Freiherr von Sahlst.
(Nachdruck verboten.)

Wir gingen durch unser festlich erleuchtetes Speisezimmer, in dem nach einer Stunde sich eine, wie wir hofften, frohe Gesellschaft bewegen sollte — wir hatten einige Freunde zu Tisch gebeten. — Alles war fix und fertig — meine Frau schon in Toilette, ich schon in Frack und viel zu eng, dafür aber desto eleganteren Lackstiefeln — als noch im letzten Augenblick die Abgabe eines Freundes, der telephonisch zu einem schwer erkrankten Onkel gerufen worden war, eine Aenderung der Tischordnung nöthig machte.

Mit einem Feldherrnblick, nämlich eines Cäsar, übersah meine Frau die Tafel, an der später die Schlacht mit Messer und Gabel beginnen sollte. Nur eine kurze Ueberlegung, dann war die Sache geregelt: „Es macht sich noch einfacher, als ich es mir dachte,“ sprach meine Frau, „es ist wahrhaftig ein Glück, daß wir für deinen Freund keine Tischdame hatten, wir nehmen einfach das Kouvert heraus, rücken den Konfistorialrat einen Platz weiter nach links und alles ist zur Zufriedenheit der Beteiligten geregelt.“

Gesagt, gethan — auf den Ruf der elektrischen Glocke erschien der Diener, und einen Augenblick später war das Kouvert und die Gläser entfernt, merkwürdiger Weise, ohne daß dabei das geringste zerschlagen worden wäre.

Meine Frau winkte dem Diener zu verschwinden: „Es ist gut, Fritz.“

Lautlos verschwand der Befrachte, und meine Frau ließ abermals einen Blick über die Tafel gleiten, ähnlich dem Blick, mit

dem einst Melite das Schlachtfeld nach errungenem Sieg betrachtete.

„Es ist gut so,“ sprach sie vor sich hin, aber plötzlich weiteten sich ihre Augen, das Blut wich aus ihren Wangen, ein Zittern und Beben durchlief ihre Gestalt, die Hände, mit denen sie noch vor einer Minute lebhaft gestikuliert, hingen schlaff herunter, und ehe ich es verhindern konnte, fiel sie mit einem leisen Aufschrei fast leblos in einen Sessel.

Rasch sprang ich hinzu, Angst und Schrecken hatten mich ergriffen. „Aber liebes Kind,“ bat ich, als sie noch immer trotz meiner Bemühungen um sie, schwieg, „thue mir die einzige Liebe und komm wieder zu dir — sei doch vernünftig — wer wird denn vor einem guten Diner krank werden — aber der verkündige Mensch wird es doch erst hinterher, aber Klara — Liebling — Kind, was hast du denn nur?“

Endlich hatte sie sich gefaßt. Johann Karinas kölnisches Wasser, das allein in Köln in dreihundzwanzig Läden, von denen jeder für sich allein den Ruf der „Sätheit“ in Anspruch nimmt, zu holen ist, hatte auch hier Wunder gewirkt.

„Aber Wolk,“ bat sie, ich verstehe dich nicht — ich denke auch, du hättest es gleich bemerkt; wir sind dreizehn bei Tisch!“

Mein einziger hohler Zahn, auf dem ich schon so manches Kozert vollführt, mußte auch dieses Mal herhalten, ich püffte auf ihm wie Friedrich der Große auf seiner Nase, wenn er von Sorgen gequält, nachdenklich im Saale des Schlosses von Sanssouci auf- und abwandelte. Und schwere Sorgen mochten den alten Fritz seltener bedrückt haben als augenblicklich mich.

Dreizehn bei Tisch — das war allerdings fatal, nicht meinerwegen, mir persönlich ist es ganz einerlei, ob drei oder dreizehn bei Tisch sitzen, mir kommt es nur darauf an, was auf dem Tisch ist — aber man weiß ja, wie Damen über diesen Punkt denken — dreizehn ist ja nun einmal in ihren Augen eine Unglückszahl — einer muß dann ja sterben und der Gedanke daran ist ja stets unangenehm.

Aus meinen Grübeleien weckte mich die Stimme meiner Frau:

„Was machen wir nun bloß?“

„Das ist ja viel leichter gefragt, als beantwortet,“ gab ich zurück, können wir nicht noch jemand ausladen, sagen, du wärest plötzlich krank geworden, die Kochfrau hätte im letzten Augenblick abgesetzt, der Ofen wäre eingestürzt, oder etwas Aehnliches?“

„Zu mehr oder weniger schlechten Witzen ist jetzt wirklich keine Zeit,“ klang es etwas pikiert zurück, „nicht um Ausladen,“ sondern nur um Einladen kann es sich jetzt handeln — du mußt unter allen Umständen noch irgend jemand einladen, ganz gleich wen.“

„Und wenn er nicht kommt, weil er in der letzten Minute nachgeladen wird?“

„Er, wer immer es sei, muß kommen, und wenn du ihm die Gründe auseinandersetzt, die dich zu dieser späten Aufforderung

veranlassen, so wird jeder, der ein fühlendes Herz in der Brust hat, und aus unserer Verlegenheit helfen.“

„Wenn er kein Frosch ist,“ setzte ich im stillen hinzu, laut aber sagte ich:

„Du hast recht, liebes Kind, aber wen sollen wir bitten?“

„Das ist mir ganz gleich — schreibe eine Einladung, der Diener kann einen Dienstmann rufen, der sich gleich auf den Weg macht.“

Ich stimmte ihr bei, ich ging in meine Arbeitsstube, setzte mich an den Schreibtisch und nahm eine jener bequem eingerichteten Einladungskarten, auf denen der Festgeber nur den Namen des Gastes und die Zahl der Diners auszufüllen braucht. — nein, das ging ja nicht — die spätere Einladung mußte doch motiviert werden, und ich hoffte wollte, daß der erbetene auch käme. So nahm ich denn einen Briefbogen und schrieb:

„Lieber Freund!

Dreizehn lange Seiten könn ich voll schreiben, um Ihnen mitzutheilen, was mich bewegt, heute abend in Frack und mein Gast sein zu wollen. Ich will mich kurz fassen. Augenblick kam eine dreizehn bei Tisch, wo der Verlegenheit helfen in sein? Ihre mir stets bewiesene Güte und Wohlthatigkeit läßt mich dieses Mal keine Fehlbilte haben. Der Dienstmann hat Befehl, Sie gleich mitzubringen. Auf recht baldiges Wiedersehen.“

Ich unterzeichnete das Schreiben, steckte es in ein Kouvert und machte mich an die Adresse: „Seiner Hochwohlgeboren, Herrn —“

Hier aber stockte ich — wer war denn eigentlich der gute Freund, dessen mir stets bewiesene Güte und Freundlichkeit mich zu meiner Bitte veranlaßte — an wen hatte ich denn eigentlich gedacht, während meine Feder mit Hast über das Papier geglitten war? Offen und ehrlich gestanden an niemand.

An wen sollte ich die Einladung nur schicken? Ich dachte hin und her, ohne zu einem Resultat zu kommen und dann beschäftigte mich noch eins: wenn der Dienstmann den Adressaten nicht zu Hause fand und unverrichteter Sache zurückkehrte, so war die kostbare Zeit unnöthig verflossen — nein, so ging es nicht, es mußte ein anderer Ausweg gefunden werden. Und plötzlich wurde es in mir hell, als hätten Meteor und Auer ihre Feindschaft vergessen und zusammen alle ihre Strümpfe die sie auf Lager haben, in mir entzündet,

Ich erhob mich von meinem Stuhle, und ging zu meiner Frau: „Weißt Du, Kind, ich habe mir die Sache überlegt — ich werde mir eine Droschke nehmen und selbst einen Gast besorgen — finde ich den einen nicht zu Hause, fahre ich gleich zum anderen, es ist jetzt sieben Uhr, ich habe also noch eine volle Stunde Zeit.“

Meine Frau pflichtete mir bei: „Ja, ja, das wird das Beste sein, aber thue

mir die einzige Liebe und komme nicht zu spät, damit das Essen nicht verdirbt. Bei unseren Gästen werde ich Dich, falls Du noch nicht da sein solltest, wenn die ersten kommen, damit entschuldigen, daß Du noch zu einer Kranken gerufen wärest."

"Mal den Teufel nicht an die Wand," hat ich, heute abend bin ich Mensch und kein Arzt, nun aber adieu!"

Fünf Minuten später saß ich in einer Droschke erster.

"Wohin, Herr?" fragte der Kutscher.

"Ja, wenn ich das nur gewußt hätte!"

Die Eile eines durchgehenden ich im Geiste alle meine Gedanken an den Abend, "Linden- dem Koffelender endlich schwindigkeit, dreifache Trinkgeld" — und wir

24 wohnte ein junger zur Kriegs-Akademie vor- mittag hatte ich ihn noch ihr sein Leid klagen lassen, arbeiten müsse, wenn er ein Ziel zu erreichen. Er immer säße er bei den Büchern, gt — heute abend mußte er sp untreu werden, er mußte

ein: schier endlosen Fahrt hielt gen. Ich zog die Glocke, der Portier und ich slog die vier Treppen in

Bitte stark zu klingeln", stand mit arzen Buchstaben auf dem weißen Schild. Ich zog die Glocke — ich zog stärker — ich riß a: s allen Verbestkräften — ich trommelte mit den Fingern und dann mit den Fäusten gegen die Stagenthür — kein Mensch kam.

Da öffnete sich auf der entgegengesetzten Seite des Korridors eine Thür:

"Der Herr Leutnant ist nicht zu Hause, er ist vor einer Stunde fortgegangen."

"Wissen Sie vielleicht wohin?"

"Leider nein", lautete die Antwort und ratlos stand ich auf dem Korridor.

Aber schnell sagte ich mich und stürzte die Treppen hinunter, auf meine Droschke zu.

Ich nannte eine neue Straße, eine neue Hausnummer.

Aber die Fahrt dorthin hätte ich mir sparen können. "Der Herr Legations-Sekretär sind seit heute mittag verreist", meldete der Portier.

Eine neue Straße und eine neue Nummer.

"Wären der Herr nur fünf Minuten eher gekommen, der Herr Doktor ist gerade fortgegangen — wenn der Herr sich beeilen, können Sie den Herrn Doktor noch einholen".

Ein Hoffnungsstimmer durchdrang mich: "Wo ist der Herr Doktor hingegangen?"

"Ja, das weiß ich allerdings selbst nicht."

Eine neue Straße, eine neue Hausnummer.

Der Kutscher fluchte, daß er seinen Gaul entzwei fahren müsse — was der Gaul selbst zusammenschuchte, verstand ich Gott sei Dank nicht — und ich selbst

fluchte am allermeisten. Es war doch geradezu unerhört, daß kein Mensch zu Hause war — aber warum sollten sie eigentlich nicht ausgehen? Sollten sie in ihren vier Winkeln sitzen und auf den Augenblick warten, da jemand zu ihnen ins Zimmer trat und sprach: "Liebster, ich suche für meine Gesellschaft Nr. 14, wollen Sie nicht so liebenswürdig sein, mir zu helfen?" Das konnte doch von Rechtswegen niemand verlangen.

Wieder hielt der Wagen.

Der Himmel hatte ein Einsehen, der gute Regierungs-Rat war zu Hause.

Als ich bei ihm, dem eingefleischtesten aller Junggesellen eintrat, sah ich von ihm zunächst nur die weiße Spitze seiner etwas langen Nase, alles andere lag unter Decken und Kissen.

"Er hat nämlich die Insanzenzia", bemerkte die Wirthin, die mich in das Zimmer geführt hatte.

Also auch hier war es nichts, nach einer Minute, während der ich mein herzlichstes Beileid und die besten Wünsche für eine völlige, baldige Genesung ausgesprochen hatte, saß ich abermals im Wagen und fast tonlos sprach meine Lippen: "Nach Hause".

Ich gab das Rennen auf.

Aber während der alte Schimmel, der eine Ahnung von dem Ende der Höllenfahrt haben mußte, unaufgefordert wie toll dahinflief, bekam ich Gewissensbisse. Unverrichteter Sache durste ich nicht nach Haus kommen. Das würde eine Szene geben, an die ich überhaupt garnicht zu denken wagte — ich sah meine Frau weinen und schluchzen, die Gäste nach Hause drängen, bevor wir überhaupt zu Tisch gegangen waren — nein, das ging nicht. Wenn wir wenigstens noch ein Kind gehabt hätten, so hätte dies als Nr. 14 mit bei Tisch sitzen können, aber selbst dies hatte mir der Himmel versagt.

"Mich lüstete nach einem Menschen", wie Philipp sagt — irgend ein Mensch — ein Königreich für einen Menschen, der anständig essen kann! Herr Gott, Berlin ist groß und ich sollte nicht einmal einen Menschen finden können, der einmal umsonst gut zu Abend essen will?"

Mit einem "avec", daß ich beinahe den Sitz verlor, bog der Wagen von der Friedrichstraße in die Linden ein — ein jäher Gedanke durchzuckte mich.

"Café Bauer" rief ich.

Gleich darauf trat ich in das hellerleuchtete Restaurant, in dem eine bunte Menge auf- und abwogte.

"Melange oder Schwarz?" fragte der Kellner.

"Vorläufig nichts, bitte Zahlkellner."

Eilsfertig kam der Gerufene herbei.

"Hier, lieber Freund, sind zehn Mark, hören Sie mich an, Sie sind ein gewiegter Mann, fest in allen Sätteln des oft recht beweglichen Lebens, beweisen Sie Ihren Scharfsinn. Verschaffen Sie mir binnen jetzt und fünf Minuten einen halbwegs gebildeten Menschen, der mit mir nach Hause fährt, und als Nr. 14 ein Diner bei mir einnimmt."

Bedenklich schüttelte der Gefragte sein Haupt. Da erklang am Tisch hinter mir eine Stimme: "Darf ich Ihnen aus der Verlegenheit helfen? Mein Name ist Herr von Rednitz" — er reichte mir seine Karte — "betracht wie Sie mich hier sehen, bin ich vor einer Stunde als Dreizehnter aus- geladen worden; daß es noch immer so thörichte Menschen giebt, die an solchen Albernheiten Anstoß nehmen."

Mit einem schnellen Blick streifte ich die vornehme, elegante Gestalt des jungen Herrn.

"Wenn es Ihnen Ernst ist mit Ihren liebenswürdigen Worten — meine Frau und ich würden Ihnen in der That sehr verbunden sein."

Er lachte lustig auf: "So wird uns ja beiden geholfen, ich kann meinen, wie ich offen sage, infernalischen Hunger stillen und sie haben eine Nr. 14 gefunden."

Ich bot ihm die Hand, in die er lachend einschlug und zum letztenmal stieg ich, dieses Mal in Begleitung meines Gastes, in den Wagen, und während wir meiner Wohnung entgegenfuhren, hatte ich vollauf Gelegenheit, mich der Acquisition, die ich gemacht hatte, zu freuen. Herr von Rednitz war ein selten liebenswürdiger Mann, der, in einem großen Bankhaus angestellt, viel von der Welt gesehen, viel gelesen und viel gelebt hatte.

Ein kleines Vermögen war es, das ich dem Koffelender für die Irrfahrt mit dreifacher Geschwindigkeit durch ganz Berlin in die Hände drückte, dann aber stiegen wir schnell die Treppen in die Höhe. Mit fieberhafter Ungebuld war ich erwartet worden und meine Frau strahlte über den neuen Gast, der gewandt genug war, sie vor den übrigen Gästen nicht bloßzustellen.

"Ich bitte um Verzeihung, meine gnädige Frau," sprach er, ihr ritterlich die Hand küßend, "daß ich habe auf mich warten lassen. Unglücklicherweise hatte ich, da ich das erste Mal die Ehre habe, Ihr Haus zu betreten, die Nummer vergessen, ein paarmal war ich schon vorbeigegangen und ich wollte gerade in ein Restaurant gehen, um im Adresskalender nachzuschlagen, als ich Ihren Herrn Gemahl, der von einem Krankendefuch kam, vorbeifahren sah. Ihr Herr Gemahl war so liebenswürdig, mich sicher zu Ihnen zu geleiten — nochmals Pardon, meine gnädige Frau."

Mit einer Viertelstunde Verspätung gingen wir zu Tisch und bald herrschte, dank dem reichlich gespendeten Champagner, die fröhlichste Stimmung. Als Wirth hatte ich die Genugthuung zu sehen, daß alle meine Gäste sich herrlich amüßten, am vergnügtesten aber war Herr von Rednitz, er erzählte und lachte, daß man ihn nicht ansehen konnte, ohne mit zu lachen und mit heiter zu werden. Er war der causeur und Kourmacher par excellence und seine Tischdame erglühete mehr denn einmal bei seinem wie es schien allzu feurigem Liebeswerben, aber stets blieb er der Gentleman, und auf Gottes weiter Welt hätte ich keine bessere Nr. 14 finden können.

Bei dem Bier und bei der Cigarre saßen wir bis spät in die Nacht zusammen, und es war fast zwei Uhr, als sich unsere Gäste entfernten; und daß sie so lange blieben, hatten wir nur Herrn von Rednitz zu verbanen, dessen nicht für eine Sekunde verstehender Humor keinen Gedanken an Bett und Stunde aufkommen ließ.

Nach jeder Gesellschaft, die ich gebe, ist es mir ein Bedürfnis, noch hinterher ein kleines Stündchen bei einer guten Cigarre zu sitzen und mich dem dolce far niente hinzugeben.

Nach jetzt widmete ich mich dieser anstrengenden Thätigkeit, als meine Frau zu mir in das Zimmer trat.

„Hast Du den Lohndiener und die Kochfrau schon bezahlt?“

Ich griff in die Tasche: „Nichtig, liebes Kind, ich habe mein Portemonnaie, als ich den Kutscher bezahlte, in meine Paletottasche gesteckt — hole es mir, bitte.“

Sie ging und lehrte unverrichteter Sache zurück: „Du irrst Dich, im Paletot ist es nicht.“

Ich murmelte etwas von Thorheit und Unsinn vor mich hin und ging selbst auf den Korridor hinaus — aber das Portemonnaie, in das ich im Wagen mehrere Hundert Mark gesteckt hatte, war fort.

Und in dem Augenblick, da ich diese Entdeckung machte, fiel mir das Wort ein, mit dem Herr von Rednitz sich auf meine Aufforderung, recht bald einmal wieder zu kommen, verabschiedet hatte: „Wird man wo gut aufgenommen, muß man nicht gleich wieder kommen!“

Wie Schuppen fiel es mir von den Augen.

„Aber so besinne Dich doch“, bat ängstlich meine Frau, „wo hast Du denn Dein Geld?“

„Ich muß es verloren haben“, gab ich zur Antwort, um meine Frau nicht unnötig zu erregen, „ich will gleich noch zur Polizeiwache gehen, um den Verlust anzumelden.“

Ich that's, aber es ist der Polizei bis heute noch nicht gelungen, Herrn von Rednitz zu finden.

Und von dieser Stunde an ist eine Umwandlung mit meinen Ansichten vorgegangen, früher graute mir meiner Gäste wegen vor Nr. 13, jetzt aber graut mir um meiner selbst willen vor Nr. 14.

Erhaltung der Gesundheit und Verlängerung des Lebens.

Von Dr. Otto Gottlieb.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

III.

Reine Luft.

Wer jemals Gelegenheit gehabt hat, bei schräg einfallendem Sonnenlicht die Luft eines dunklen Zimmers und die darin wirbelnden Massen der sogenannten Sonnensäubchen zu beachten, wird jenem englischen Arzte beistimmen, welcher behauptete, daß

mir in unseren Wohnungen nicht Luft, sondern einen „Brei“ einathmen. Dieser Luftbrei, gewöhnlich Staub genannt, bildet nebst den sonstigen Verunreinigungen der Luft durch Gase, Rauch u. s. w. einen der ärgsten Feinde unserer Gesundheit. Solch Zimmer- oder Straßenstaub stellt eine wahre Musterkarte aller denkbaren leblosen und lebenden Gegenstände unserer Umgebung dar, von deren Oberfläche fortwährend kleine Theilchen losgerissen und in die stets bewegte Luft euführt werden. Da giebt es in buntem Durcheinander: Kohlenstäubchen, Sand- und Steintheilchen, fein zertheilte Partikelchen des Straßenschmutzes, winzige Fädchen von Wolle, Seide und dergl., Haare, Spinnwebfäden, Bruchstücke von eingetrockneten Answürfen und Entleerungen der Thiere und Menschen, Blüthenstaub, Pflanzchen von mikroskopischer Kleinheit, Theile von Insekten und anderen Thieren u. s. w. u. s. w. Unter solchen Umständen ist es ganz natürlich, daß wir mit den 16 oder 18 Athemzügen, welche wir in jeder Minute ausführen, ziemlich viel dieser Unreinlichkeiten der Atmosphäre in unsere Lungen einziehen, jedoch noch viel mehr einziehen würden, wenn nicht ein großer Theil derselben bei der Nasenathmung durch die vielverzweigte Schleimhaut der Nase zurückgehalten würde. Daher ist es in staubiger, rauher oder sonst unreiner Luft durchaus nothwendig, bei geschlossenem Munde nur durch die Nase zu athmen. Aber auch dies würde nicht verhindern können, daß allmählich die kleineren Verzweigungen der Luftröhre und die Lungenzellen derart mit Staub überfüllt würden, daß Erstickung eintreten müßte, wenn nicht die innere Schleimhaut aller Luftröhrenäste mit sogenannten Klimazellen überkleidet wäre, welche ununterbrochen schwingen und dadurch die Staubtheilchen aus dem Innern nach Mund- und Nasenhöhle befördern, von wo sie dann mit Nüsspern und Schnauben ausgeworfen werden. Trotz all dieser Vorsichtsmaßregeln, welche die gütige Mutter Natur in unserm Körper zum Schutze der Lungen getroffen hat, muß die verpestete Straßen- und Stubenluft doch als Todfeind des Stadtbewohners bezeichnet werden. Gewaltig sind die Opfer, welche diese schleimende Seuche alljährlich unter den Städtern fordert. Daher der stat stich klar nachgewiesene Unterschied zwischen der Sterblichkeit auf dem Lande mit seiner reinen Luft und derjenigen in der Stadt. Nach dem Berichte des englischen Generalregistrator's sterben in England jährlich von 1000 Einwohnern in den größeren Städten 27 Personen, im übrigen Lande aber nur 17. In Dänemark kommt im allgemeinen jährlich auf 44 Einwohner ein Sterbefall, in Kopenhagen aber schon auf 33 Einwohner. In Schweden hatte die Stadt Stockholm 51%, also über die Hälfte, aller Sterbefälle des ganzen Landes aufzuweisen. Professor Kellam berechnet das allgemeine Verhältnis der Sterblichkeit auf dem Lande zu demjenigen in der Stadt wie 38 zu 55, für Schweden sogar wie 17 zu 32, also für die Stadt beinahe doppelt so hoch wie für das Land.

Die Erklärung für diese große Verschiedenheit der Sterblichkeit liegt eben hauptsächlich in der verschiedenen Beschaffenheit der Luft und des Luftlebens. Man muß diesen Einfluß um so höher in Anschlag bringen, wenn man bedenkt, daß die allgemeinen Lebensverhältnisse auf dem Lande in Bezug auf Wohnung, Kleidung, Nahrung u. s. w. weit hinter denjenigen der Städte zurückbleiben. Dagegen athmet der Landbewohner trotz seiner niedrigen und engen Stuben, trotz der Mistspüßen vor seinem Hause, trotz seines Mangels an Reinlichkeit, bei seiner Freien eine an Sauberkeit von den schädlichen Beimpfungen befreite Luft ein. In der Stadt die in der Regel stehenden Krankheitsorganismen, deren Menge je mehr man sich der Stadt nähert. Welche heeren Krankheiten aus dieser Stoffe erzeugen bekannt und für Schwindsucht, Diphtheritis, Ausfall, Wundstarrkrampf, Cholera, Wundstarrkrampf bewiesen.

Wir sehen also, daß Genuß freier und reiner Luft und Gesundheit einen ganz großen Einfluß ausübt. Dies ist sehr wichtig, da eine gesunde Beschaffenheit der Athmungsorgane eine der ersten Bedingungen gesunder Leibesbeschaffenheit und richtigen Stoffwechsels ist, und da Krankheiten derselben mehr Menschen zum Tode zuführen als irgend welche andere Krankheiten. Daher die alte Erfahrung, daß alle Beschäftigungen und Berufsarten, welche mit fortwährendem und reichlichem Genuß frischer Luft verbunden sind, auf Gesundheit und Langlebigkeit ein besonders günstiges Resultat ergeben. Solche Berufsarten sind beispielsweise diejenigen der Landleute, Gärtner, Fischer, Seelente, während die kürzeste Lebensdauer bei den mit reiner Luft sehr nothdürftig versorgten Grubenarbeitern sich vorfindet.

Also ist die erste Gesundheitsregel, daß die Menschen sich stets recht großer Luftfreundlichkeit befleißigen, wozu ja die jetzige Jahreszeit besonders Gelegenheit bietet. Man muß seine Mußestunden, alle Sonn- und Feiertage dazu benutzen, die frische Luft, dieses Lebenselixier des Menschen, draußen am Urquell, in der guten Stube der Natur, in recht tiefen, langen Zügen einzuathmen. In der Häuslichkeit aber sollte sich Jeder dessen bewußt werden, daß die Fenster nicht dazu da sind, die Stuben hermetisch zu verschließen, sondern bei Tag und Nacht einen ungehinderten Eintritt für Licht und Luft zu gestatten. Wer so seinem Körper stets das Lebenselement in reichlichem Maße zuführt, wird nie etwas von Lungenschwäche, Athembeschwerden, Asthma oder gar Schwindel wissen, sondern mit geistiger und körperlicher Frische in wahrer Gesundheitsfreudigkeit ein langes Leben führen.

(Fortsetzung folgt.)



Düstere Gestalten.

Von Dr. Paulus Asper.
(Nachdruck verboten)

Die kürzesten Tage sind vorüber; das junge Jahr bringt längeren Sonnenschein. Die Vierzapfen an der Dachrinne weinen in der Mittagsjonne dicke Thränen, und die gelben Haubenlerchen picken emsig auf den schwarzen Erbsensamen umher, die aus der Schneedecke der Felder schon hier und da hervorklugen.

Manchmal freilich malt der Frost noch seine glühenden Arabesken an die Fensterscheiben und roth Backen auf die bleichen Menschengesichter; manchmal schließt er auch noch ganz energisch die Leiche mit festem Urtel, daß die Fische darunter sich beängstigt fühlen und asthmatisch werden, die Kinder schleunigst wieder nach den Schlittschuhen, die Alten aber nach den Stiefeln greifen! jedoch man merkt es kein richtiger Ernst mehr in der Sache.

Und zwar merken dies sowohl Mensch und Thiere, als auch die Kräuter und Bäume. Der Helleborus im Garten entwidelt überirrt seine grünen Blüthen; die Crocus strecken ihre weißbehäuteten Keime in den Schnee hinein; die Zitterpappel überlegt ganz ernstlich, ob es nicht Zeit sei, die braunhaarigen Blütenläschen aus den klebrigen Knospenschuppen hervorzustrecken, und die Haselnüsse, die ihre Blütenläschen schon vom Herbst her an den Zweigen tragen, haben nicht übel Lust, bei so freundlichem Sonnenschein ihre gelben Staubbeutel zu öffnen.

Das leichtsinnige Mückenwolk überlegt gar nicht; es kriecht aus seinen Winterquartieren hervor und tummelt sich im Sonnenlicht; wenn es gar zu kalt wird, bleibt es erstarrt in den Ritzen der Bäume sitzen und verschläft die böse Zeit, oder es macht auch gelegentlich einen Besuch bei den Menschen und summt ihnen vor der Nase auf und ab.

Das läßt sich der Tyrann der Schöpfung für jetzt auch noch ruhig gefallen, denn er ist ausnehmend guter Laune. Ihm ist's auch schon so leicht ums Herz, als sollte es bald Frühling werden. Zwar sieht er seine gelehrten Blindheit meistens gar nicht die kleinen Anzeichen der zum Leben erwachenden Natur; aber er fühlt, daß eine neue Energie und Hoffnungsfreudigkeit bei ihm eingezogen sind, und daß er bald imstande sein wird, den Winterstaub abzuschütteln. Die Hausfrauen namentlich können nicht lange warten; da beginnt das Putzen und Fegen, Lüften und Klopfen, daß der bequeme Herr Gemahl manchmal verzweiflungsvoll von Zimmer zu Zimmer flüchtet.

Doch selbst vor der Hausfrau fürchtet sich ein richtiger Winter nicht, und wenn er es sich einmal in den Kopf gesetzt, bis Ostern dazubleiben, da ist er selbst unerbitterlich bei den Klagen, daß man nun bis zu den Feiertagen das Haus nicht mehr in Ordnung bringen kann. Man hat aber dann auch wirklich seine liebe Noth. Die Fenster darf man noch nicht

öffnen; heizen kann man auch nicht überall. Auf dem Boden, in den Kellern, in Kammern und Schränken riecht es dumpfig; an den Tapeten zeigen sich Moderflecke und die Speisen „beschlagen“.

Es kommt ein unheimlicher Geist und Gast ins Haus, das ist nämlich der Schimmel in seinem düster blaugrünen Kleide. Wischt man ihn heute ab, so ist er übermorgen schon wieder da. Das feine Schuhwerk des Sommers ist in den Winterquartieren ganz grün geworden; die abgefallenen Blüthen auf den Blumentischen zeigen grünlich-weiße, fleckige Polster, und auf den eingemachten Früchten in der Speisekammer entdeckt die bestürzte Hausfrau einzelne Gläser, mit dicken blaugrünen Krusten.

Ja, das ist ein gefährlicher Gesell, dieser Schimmel, den die Botaniker den grünen Pinselschimmel nennen, und den sie uns als ein höchst zierliches, feines Gebilde beschreiben. Betrachten wir dieses Pilzpflänzchen — denn ein solches ist der Schimmel — durch ein Mikroskop, so sehen wir dasselbe als ein schlankes, reich verzweigtes Bäumchen sich senkrecht von einem mit Quermännen versehenen Faden erheben. Dieser Faden deutet das in großen Massen zuerst auftretende filzige weiße Gewebe an, das Mycelium genannt wird und den Wurzel- und Blattkörper unserer grünlaubigen Pflanzen vertritt, also das Nahrungsbereitende und speichernde Gewebe der Pilzpflanze darstellt. Wenn wir den umgebeten Gast an solchen Orten, an denen er sich besonders wohl fühlt, wie z. B. auf Kepseln im Obstkeller, beobachten, so bemerken wir, daß bei seinem ersten Auftreten sich ein weißer, flaumiger Filz zeigt. Das sind die zahlreichen, durcheinandergewirren, reich verzweigten Mycelfäden, welche theils das Fruchtfleisch des Apfels durchziehen und die Fäulnis desselben veranlassen, theils auf der Oberfläche sich zu Polstern anhäufen. In wenigen Tagen bedeckt sich solches Mycelpolster mit einer anfangs weißblauen, später blaugrünen und schließlich schwarzgrün werdenden Schicht. Die Knospen tragenden Stämmchen sind alsdann zur Ausbildung gelangt; sie bestehen aus einem kräftigen, farblosen, aufrechten Faden, der eine größere Anzahl pfriemenförmiger Zweige trägt, an deren Spitze lange Ketten von Kugeln gebildet werden. Diese Kugeln, welche die Knospen des Pilzes darstellen, sind es, die durch ihre gefärbte Haut die blaugrüne Färbung der Pilzpolster hervorrufen. Wenige Stunden nach ihrer Keimen sie auf einer feuchten Unterlage mit einem zarten, farblosen Keimfaden aus, und dieser verästelt sich und vermehrt sich bei ihm zusagender Nahrung so rapid, daß in wenigen Tagen schon wieder ein neuer Filz mit zahlreichen Conidienträgern erscheint. Einen Begriff von der Vermehrungsfähigkeit des Pilzes wird man erlangen, sobald man erwägt, daß jede Kugel eine Knospe ist, daß zehn und mehr Knospen an einem Nestchen gebildet werden, daß ein kräftiges Bäumchen zwanzig und mehr Nester trägt, und daß eine große Anzahl solcher Bäumchen

in wenigen Tagen aus einer einzigen Knospe hervorgehen kann. Und dies ist nicht einmal die einzige Vermehrungsweise des Pilzes; derselbe trägt auch Früchte, auf die wir hier gar nicht einmal Rücksicht nehmen wollen. Ist es da noch wunderbar, daß wir morgen den Pilz an der Stelle wiederfinden, wo wir ihn heute entfernt zu haben glauben. Ich sage mit Absicht, „glauben, entfernt zu haben“; denn thatsächlich gelingt es uns mit dem bloßen Abwischen und Abreiben der verschimmelten oder beschlagenen Stellen nur, die augenblicklich ausgebildeten Pilzrasen zu zerstören; aber das feine, grüne, bei jeder Erschütterung zerstäubende Knospennpulver ganz zu entfernen, sind wir gar nicht imstande. Wir säen im Gegentheil durch das Abwischen und Hinlegen der zum Abreiben gebrachten Tücher auf bisher pilzfreie Orte den Schimmel noch immer weiter aus, und es ist daher erklärlich, daß die Conidien bei günstigen Bedingungen sofort wieder auskeimen. Den Pilz mit seinen Knospen, die auch von früher her noch den allgemeinen Namen „Sporen“ führen, können wir also aus größeren Räumen nicht entfernen. Er ist überall vorhanden; er lauert auf jede passende Gelegenheit, um sich anzusiedeln, und wenn wir ihn bekämpfen wollen, können wir dies nur dadurch thun, daß wir gleichzeitig mit der Zerstörung seiner bisherigen Ansiedelungsstätte auch versuchen, die günstigen Keimungs- und Wachstumsbedingungen für ihn ungünstiger zu gestalten.

Welche sind denn nun die das Wachstum dieses aufbringlichsten aller Schimmel befördernden Umstände?

Zur Beantwortung dieser Frage dürfen wir bloß beachten, wo wir den Gesellen am üppigsten antreffen. In den Kellerräumen sitzt er in dicken Polstern auf Obst und Gemüse; auf Brotskrumen, die lange in der Lade verschlossen gewesen, bildet er gleichmäßige Ueberzüge; in der Speisekammer, die nicht ganz trocken gehalten werden kann, siedelt er sich auf den verschiedensten Speiseresten an u. s. w. Wir sehen, daß die feuchte, geschlossene Luft seiner Ausbreitung besonders Voranschub leistete; findet er unter solchen Verhältnissen Körper, welche zuckerhaltig sind (und die meisten Substanzen unseres Haushaltes enthalten Zucker), dann ist für sein üppiges Wachstum auch die beste Vorsee getroffen.

Daß der Pilz wie jede andere wachsende Pflanze der Unterlage, auf der er sich ansiedelt, Stoffe entzieht, ist einleuchtend, ebenso wie der Umstand, daß durch diese Stoffentziehung die Zusammensetzung der Unterlage oder der Nährsubstanz geändert werden muß. Solche Aenderungen sind schon unangenehm, wenn der Pilz in seiner gewöhnlichen „saprophyten“ d. h. auf tote, organische Substanz beschränkten Ernährungsweise verbleibt. In manchen Fällen tritt er aber als wirklicher Parasit, d. h. als Zerstörer lebender Pflanzentheile auf.

Letzteres ist z. B. bei der Fäulnis des Obstes der Fall; zwar wirken dabei

auch noch andere, ähnliche dunkle Existenzen mit, indessen ist das Penicillium doch die alle andern Pilze an Zähigkeit, Leppigkeit und Anpassungsfähigkeit weit übertreffende und bei der Konkurrenz schließlich als Sieger hervorgehende Spezies. Mustern wir unsere winterlichen Obstvorräthe jetzt aufmerksam durch, werden wir gar mannigfache, verdächtige Stellen entdecken. Die meisten rühren von Pilzen her. Auf manchen Äpfeln gewahren wir kreisrunde, mit sternförmig zerschlitztem, feinem weißen Rande umgebene, schwarz und wollig aussehende Stellen; hier nistet ein parasitischer Pilz, der *Fusicladium dendriticum* (*Napicladium Soraueri*) heißt. Auf anderen Äpfeln sehen wir, daß die goldgelbe oder rothe Farbe einer glänzend schwarzen Färbung Platz macht; die Frucht bleibt ganz fest unter der schwarz gewordenen, oft von keinem Pilzpolster besetzten Schale, und dennoch ist sie gänzlich von einem Schmarozerpilze, der die „Schwarzfäule“ erzeugenden *Monilia fructigena*, durchsetzt. Die Zerfetzung, welche das Penicillium hervorruft, unterscheidet sich von den beiden vorgenannten dadurch, daß die ganze Frucht mißfarbig, braun und weich wird, viel Saft austreten läßt und an einzelnen Stellen die blaugrünen Polster aufweist, welche wir vom verschimmelten Brot Gemüse und dergleichen genugsam kennen.

Aber selbst, wenn solche Conidienrasen nicht da sind, kann der kundige Beobachter das Penicillium von allen anderen Fäulnis-pilzen leicht durch den Geruch unterscheiden. Bricht man einen vom Pinselschimmel zerföhrten Apfel auf, so tritt uns der die Nahrungsborgane unangenehm irritierende Modergeruch entgegen, und sollte dabei noch ein Zweifel übrig bleiben, so giebt der spezifische Geschmack den Ausschlag.

Du schauerst vielleicht, geschätzter Leser, vor dem Gedanken zurück, durch den Geschmack die Entscheidung treffen zu müssen, ob wir es mit dem gewöhnlichen Moderschimmel, dem Penicillium oder einem anderen Pilze zu thun haben. Indes darf ich Dir zur Beruhigung mittheilen, daß wir beide wohl schon recht häufig und mit vollem Behagen größere Quantitäten von Pinselschimmel verzehrt haben. Die Käsefabrikanten nämlich erzielen z. B. den pikanten Geschmack des Neuchâtelers Käses

durch das Penicillium, das absichtlich darauf gezogen wird; der theuere Roquefort-Käse wird sogar mit den Sporen dieses Pilzes durch und durch vermischt.

Dieselbe aromatische Zuthat bei dem einen, der verschimmeltes Brot ist, und dem anderen, der verschimmelten Käse genießt, und doch welche Gegenätze in den Verhältnissen! Sonderbare Ironie! —

Gemeinnütziges.

Gegen Stoffschnupfen, nämlich bei katarrhalischer Anschwellung der Schleimhaut der Nase, wodurch das Athemholen auf diesem Wege gehindert wird, leiten Dämpfe von heißem Wasser mit einem Zusatz von etwas Essig gute Dienste. Ebenso der aufsteigende Dampf von gekochtem Kaffee. Große Erleichterung gewährt auch warmes Wasser in die Nase eingeblasen. Selbst das öftere Einziehen der frischen Luft in der Nase erleichtert sehr.

Die Blasen an den Füßen, welche zuweilen durch enges Schuhwerk, sowie durch anhaltendes Marschiren entstehen, kann man schnell heilen, wenn man Glycerin anwendet, welches man mit Arnika- oder Hamamelis-Tinktur (etwa 1 Theil auf 3 Theile Glycerin) vermischt hat. Auch Einreibungen mit Kampheröl oder Kampheralkohol soll sich bei diesem Leiden gut bewähren.

Zum Löschen von Zimmerfeuern wird empfohlen, eine Lösung von 5 Kilogramm Salmiak und 10 Kilogramm Kochsalz in 30 Liter Wasser auf Flaschen zu füllen und im Bedarfsfalle eine solche Flasche in die Flammen zu werfen.

Weisse Fensterbänke aufzufrischen. Man nehme Schlemmkreide, rühre sie mit etwas kaltem Regenwasser zu einem Brei und reibe mit dieser Mischung vermittelst eines Lappens die beschädigte Fensterbank so lange ein, bis sie wieder in alter Frische glänzt und wie neu angestrichen erscheint. Der Erfolg ist bei genügender Einreibung überraschend.

Mittel gegen Hühneraugen. Als ein sehr einfaches Mittel hat sich Folgendes bei Hühneraugen bewährt. Man legt kleine Stückerchen rohes Kalbfleisch (Sehnen müssen vermieden werden) in fräftigen Weinessig während eines Zeitraumes von vierundzwanzig Stunden. Nach diesem bindet man so ein Stückerchen von der Größe eines Markstückes auf die betreffende Stelle und erneuert diese Prozedur nach je 12 Stunden 2-3 Mal. Nach dieser Zeit läßt sich das Hühnerauge gründlich und schmerzlos abheben.

Humoristisches.

Leicht möglich. Frau Smith (aus der Zeitung vorlesend): „Frauen können Schmerzen

viel leichter ertragen als Männer.“ — Herr Smith: „Weißt Du, Frauchen, der Mann, der das gesagt hat, ist kein Doktor, sondern ein — Schuster.“

Auf Kommando. Pfarrer: „Herr Hauptmann, die Leute werden doch bei der Leichensparade die nöthige Nahrung zur Schau tragen?“ — Hauptmann: „Gewiß, ich werde im geeigneten Moment „Nährt euch!“ kommandieren.“

Modern. Mutter: „Aber dieses zerrissene Hemd, Mina! Schämst Du Dich denn gar nicht?“ — Tochter: „Wozu Mama! Es kommt ja das neue Atlastkleid darüber.“

Monatspruch für März.

Ich bin so hold den sanften Tagen,
Wenn in der ersten Frühlingszeit
Der Himmel bläulich aufgeschlagen,
Zur Erde Glanz und Wärme streut.

Die Thäler noch vom Eise grauen,
Der Hügel schon sich sonnig heben,
Die Mädchen sich in's Freie trauen,
Der Kinder Spiel sich neu belebt.

Dann steh' ich auf dem Berge droben
Und seh es alles still erfreut,
Die Brust vom leisen Draug gehob
Der noch zum Wunsche nicht gedehnt.

Ich bin ein Kind und mit dem Gele
Der heiteren Natur vergnügt,
In ihre ruhigen Gefühle
Ist ganz die Seele eingewiegt.

Auszähl-Räthsel.

und	blau	e	kommt	und	wieder
geht	veil	der	märz	ling	weht
zer	chen	bringt	der	früh	die
eis	ling	früh	das	durch	luft
das	kommt	der	herz	sehnacht	der

Welchen Text erhält man, wenn man bei einer bestimmten Silbe „der“ beginnend, die Felder in der Weise auszählt, daß kein Sprung oder zweimal berührt wird?

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer: Diemel, Gaeria, Saturn, Wittelind, Edriff, Jitis, Eiderit, Couard, Novi, Voltaire, Andrew, Tiedge, Egel, Madegast. Des Weisen Vaterland ist die Welt.

Die beste 2766 Harmonika-Schule

zum Selbstunterricht nach neuestem Vernissystem ist die Seith'sche Hieharmonikaschule. Dieselbe ermöglicht das Spielen der Hieharmonika in einigen Stunden auch wirklich korrekt zu erlernen. Nebst einer praktischen Anleitung zum Selbstreparieren der Harmonika. Mit vielen Abbildungen. — Preis zusammen nur 1.50 Mk. Reparatur-Altenfillen billigst. Außerdem neue Harmonikas zu 1.80, 2.50, 3.—, 4.50, 6.—, 8.50, 10—50 Mk. Prospekt und illustrierte Preisliste gratis und franko. Ferner Sittern von 9 Mk. an, Gitarren, Clarina's zc. Neueste Musikalien.

Franz Seith,
Königsbofen—Bayern.

Süddeutsche Thierbörse Heilbronn a. Neckar

Organ für Geflügel-, Vogel-, Biene-, Hunde- u. Fischzucht.
Veranstalt von 70 Vereinen. Unentgeltlich f. jed. Thierfreund, Liebhaber u. Züchter.
Auflage 15 Pfg.; durch die große Verbreitung des Blattes (Aufl. 9000 Gr.) Erfolg sicher.
Abonnements-Preis nur 75 Pfg. vierteljährlich.

Spesenfrei direkt ins Haus nach allen Ländern und Staaten

modernste Seidenstoffe Gettinger & Cie. Zürich
Maison diplomée
Modeller gratis. Billigste Fabrikpreise.
(Schweiz.)

Cautions Erste Deutsche Cautionsversicherungs-Anstalt Fides Mannheim
Leistung für Beamte, Private, Lieferanten durch Hinterlegung einer Bürgschaftspolice (Ersatz für Baarcaution); sowie Sicherstellung von Cautions-Darlehenen

Für Rettung von Trunksucht!

versend. Anweisung nach 18jähriger approbierter Methode zur sofortigen radikalen Beseitigung, mit, auch ohne Vorwissen, zu vollziehen, ohne keine Verunstaltung, unter Garantie. Briefen sind 50 Pfg. in Briefmarken beizufügen. Man adressiere: „Privat-Anstalt Villa Christina bei Säckingen, Baden.“

Empfehle irko. u. Nachnahme dellf. Käse Limburger 9 Pfd. 3 Mk., Hand-, Postkoll 3 Mk., 100 St. Mk. 3.25.

E. Baudorff, Käseerei, Marburg 27501 (Hessen.)